

„140 Jahre Deutschland“

JAHRESAUFTAKTVERANSTALTUNG ANLÄSSLICH DES 140. GEBURTSTAGES
VON KONRAD ADENAUER

„140 Jahre Deutschland“:
So war die mittlerweile zur Tradition gewordene Jahresauftaktveranstaltung der Politischen Bildung der Konrad-Adenauer-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus anlässlich des Geburtstages von Konrad Adenauer überschrieben. 140 Jahre Deutschland, weil Konrad Adenauer, am 5. Januar 1876 in Köln geboren, als bedeutendster deutscher Staatsmann des 20. Jahrhunderts 140 Jahre deutsche Geschichte mit beeinflusst hat. Die Festrede hielt der Historiker Prof. Dr. Andreas Rödter. Der Mitschnitt ist hier veröffentlicht, die Vortragsform wurde beibehalten.

Lieber Herr Adenauer, lieber Herr Pöttering, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Dankeschön, dass Sie alle gekommen sind zu dieser Veranstaltung, bei der mir mit „Konrad Adenauer – 140 Jahre Deutschland“ ein großes Thema gestellt ist und bei dem ich Sie wohl gleich zu Anfang enttäuschen muss. Denn über die Persönlichkeit Konrad Adenauers und ihre Bedeutung zu sprechen, würde nur heißen, den großen Hans-Peter Schwarz zu plagieren. Stattdessen würde ich gerne etwas anderes tun: Ich möchte einige rhapsodische Überlegungen zu Konrad Adenauer im Gesamtpanorama der deutschen Geschichte seit 1870 und zu ihrer Bedeutung für die Gegenwart 2016 anstellen. Ich möchte anhand von drei historischen Stationen aus dem Leben von Konrad Adenauer drei allgemeine Gedanken vortragen, die vielleicht in eine etwas andere Richtung gehen als das, was Sie über das

Leben Konrad Adenauers und seine historische Bedeutung ohnehin längst wissen.

Ich möchte also sprechen über das Entschwinden des kurzen 20. Jahrhunderts, über Deutschland in Europa in jenen 140 Jahren, die wir seit 1876 zählen, und anhand der 50er Jahre ein paar kurze Überlegungen über den Wandel von politisch-kulturellen Leitbildern und die Lehren anstellen, die wir daraus heute ziehen können.

Beginnen wir also mit der Zeit vor 1914, einer Zeit, die wir, wenn wir auf die Biografie Konrad Adenauers schauen, insgesamt deutlich weniger im Blick haben als die späteren Jahrzehnte. Die Zeit vor 1914 war eine Zeit der tosenden Modernisierung. Es war die Zeit der Hochindustrialisierung, in der sich das Bild des Landes, vor allem das Bild der Städte grundlegend wandelte. Das hatte vor allen Dingen mit den neuen Technologien zu tun, die innerhalb kürzester Zeit in das Leben der Menschen hereinbrachen. Zwei der wichtigsten Werkstoffe waren Stahl und Eisen, die uns in allen möglichen zu erwartenden, aber auch nicht zu erwartenden Konstellationen begegnen.

Ich weiß nicht, wer von Ihnen mal im Dachstuhl des Kölner Doms gewesen ist, der sehr viel weniger an den Dachfirst einer mittelalterlichen Kathedrale als an den Hauptbahnhof erinnert, auf dem man von oben herabschauen kann. Im Kölner Dom sind der Stahl und das Eisen eingezogen, die dann vor allen Dingen die Bahnhöfe, die eigentlichen Kathedralen der Moderne, geprägt haben. Stahl und Eisen waren das eine. Die Elektrizität – neben der Chemie – war das andere. Die Elektrizität hat ja so

vieles möglich gemacht, was uns selbstverständlich geworden ist, aber für die Zeitgenossen im späten 19. Jahrhundert vollkommen neu war. Denn erst durch die Elektrizität konnten Straßenbahnen fahren. Straßenbahnen aber waren die Voraussetzung dafür, dass die großen Städte überhaupt wachsen konnten, so dass nämlich die wachsenden Vorstädte mit dem Stadtzentrum bzw. den Fabrikstandorten überhaupt verbunden waren.

Es war die Zeit, in der die Großstädte wuchsen. Sie wuchsen nicht nur in die Weite, sondern auch in die Höhe, weil Elektrizität, Stahl und Beton die folgende, so banal klingende Konsequenz hatten: Die Elektrizität machte es möglich, Fahrstühle zu bedienen. Der Fahrstuhl zum einen, die Erfindung des Stahlbetons zum anderen aber waren die Voraussetzungen dafür, dass man Hochhäuser bauen konnte, deren Silhouetten das Antlitz unserer Städte so grundsätzlich verändert haben.

Und mehr noch als das: Die Elektrifizierung im späten 19. Jahrhundert, die Vorstellung der „elektrischen Schnelle“, von der Jacob Burckhardt sprach, war im späten 19. Jahrhundert das, was uns heute die Digitalisierung ist. Eine populäre zeitgenössische Zeitschrift schrieb damals: „Die Elektrizität, die wir uns so sehr unterthan gemacht haben, hat sich bitter an uns gerächt, indem sie sich in uns hinein verpflanzt hat und uns nun zwingt, mit aller nur denkbaren Anspannung und Schnelligkeit zu arbeiten.“ Wenn Sie in diesem Zitat den Begriff „Elektrizität“ durch Algorithmen ersetzen, dann hätte der Text auch vor fünf Jahren aus der Feder von Frank Schirrmacher im Feuilleton der FAZ gestanden haben können.

Innerhalb von kürzester Zeit entstand zum ersten Mal weltumspannende Kommunikation durch den Telegraphen und durch das Telefon. Als 1870 die erste Telegraphenverbindung von England nach Indien in Betrieb genommen wurde, benötigte die Übermittlung eines Telegramms von Bombay nach London statt wie zuvor einen Monat nur noch 28 Minuten. Wenn wir heute von Kommunikation in Echtzeit sprechen, die sich in uns hineinverpflanzt hat, dann ge-

winnen wir zugleich eine Vorstellung, wie revolutionär der Wandel der Lebensverhältnisse für die Zeitgenossen des späten 19. Jahrhunderts gewesen ist.

Und so sprechen wir ja auch heute von der ersten Globalisierung vor 1914, die zugleich weltumspannende Waren und Kapitalströme mit sich führte, mit weitreichenden Konsequenzen bis in unsere Gegenwart hinein. Mit dem Kühlschiff beispielsweise, das auch erst durch die Elektrizität möglich wurde, konnte Rindfleisch aus Amerika nach Europa importiert werden. Das hatte aber zur Folge, dass die preislich nicht konkurrenzfähige europäische Landwirtschaft in eine existenzielle Krise stürzte, deren Lösung übrigens nach dem Zweiten Weltkrieg in der Gründung des europäischen Agrarmarktes lag. Zugleich versuchten vor 1914 britische Aristokraten, die mit der Landwirtschaft ihrer Güter schwere Einbußen erlitten, diese Einbußen durch Börsenspekulationen auf den neuen lukrativen Märkten zu kompensieren – und machten ihre eigene Konkurrenz aus Amerika noch stärker.

Und das heißt, die Lösung des Kapitals aus nationalen Bindungen, die wir in den letzten Jahren so oft festgestellt haben, war nicht erst ein Phänomen des sogenannten „Neoliberalismus“ seit dem späten 20. Jahrhundert. Und eine weitere Ähnlichkeit ist die, dass der technologische Wandel vor 1914 bei den Zeitgenossen das erzeugte, was sie „Nervosität“ nannten. Neurasthenie war die Krankheit der Jahrhundertwende, die, wenn Sie sich sowohl die Symptome als auch die Diagnosen anschauen, verdächtig ähnlich dem ist, was wir heute Burnout nennen.

1902 kam es in einer neu eröffneten Telefonzentrale in Berlin zu einer kollektiven Krise und ich darf Ihnen den Krisenbericht kurz zitieren: „Die Anrufe stauten sich, die Fehlverbindungen häuften sich, die Mängel des Netzes brachten durch Übersprechen weitere Verwirrung. [...] Plötzlich riss sich eine der Telefonistinnen die Sprechgarnitur vom Kopf und brach in Schreikrämpfe aus, und dieses Beispiel wirkte ansteckend: wenige Augenblicke später war der Saal von schreienden und heulenden Frauen erfüllt, die von ihren Plätzen aufsprangen und zum

Teil davonstürzten.“ So viel zum Thema Nervosität. Aber Nervosität lag nahe bei dem, was sich weit verbreitete, nämlich Angst.

Heinrich Heine hatte schon früher anlässlich der Eröffnung der Eisenbahnlinien von Paris nach Orléans und Rouen ein „unheimliches Grauen“ erfasst. „Wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, dass unsere ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird.“

Und ich darf ein anderes Zitat vortragen: „Was will das Schicksal? Aber das Schicksal ist zumeist ganz dumm und unbewusst und verheddert sich in lauter Zufällen. Wer es packt, der hat es. Aber es ist in dieser verflucht verwirrten modernen Welt so vielgestaltig geworden, weder zu berechnen noch zu greifen. Zuviel Faktoren auf einmal.“ Auch das ist ein Zitat aus einer vermeintlich anderen und vielleicht doch so nahen Welt. Es stammt von Kurt Riezler, dem Privatsekretär des Deutschen Reichskanzlers, Theobald von Bethmann Hollweg, unter dem Datum des 25. Juli 1914.

Angst also, meine Damen und Herren, ist eine Grundbefindlichkeit, auf die wir vor 1914 immer wieder stoßen und Angst ist sozusagen das erste A des historischen Triple-A im Umgang mit technologischem Wandel, im Umgang mit der Moderne überhaupt.

Das zweite Phänomen aus diesem Triple-A ist die Abwehr. Sie kann ganz verschiedene Formen haben. Die Maschinenstürmer in England, die sogenannten Ludditen, waren die erste Variante, indem sie die neuen Maschinen, die sie bedrohten, schlicht und einfach zerstörten. Eine andere ist im 1844 erschienenen „Universal-Lexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre für ältere und jüngere christliche Volksschullehrer, Schulkatecheten, Geistliche und Erzieher“ zu lesen. Dort erging eine scharfe Warnung vor der „Lesesucht“. Das war der Horror des Jahres 1844: die Lesesucht, in der das Wahre und das Falsche prüfungslos durcheinan-

dergehen, und das ganze Ende in der Abspannung der eigenen Seelenkräfte.

Wie glücklich wären viele Eltern, wenn ihre Kinder heute der Lesesucht verfielen, vor allem der analogen. Aber auch daran sehen wir, dass diese Form der Abwehr nicht unbedingt von Dauer ist, denn schon kommt das dritte A ins Spiel: Das ist die Adaptation oder auch die Anverwandlung, auf verschiedene Art und Weise. Das eine ist schlichte Gewöhnung. Gemälde von William Turner oder Max Beckmann haben die Zeitgenossen in Aufregung versetzt, aber wenn sie heute in der Münchner Pinakothek der Moderne solche Gemälde ansehen, da fühlen sie sich ja geradezu komfortabel beruhigt. Wir sehen heute anders.

Das Zweite ist die Ausblendung von überschüssigen Informationen. Überlegen Sie einmal, wie wir von Informationen überreizt werden, wenn wir an einen Zeitungskiosk herantreten. Und was tun wir? Wir gehen einfach heran und suchen ganz zielgenau ein Produkt. Die Ausblendung überschüssiger Informationen, bis hin zum Spamfilter, ist ein zweites Element dieser Strategie der Anverwandlung.

Ein weiteres ist, dass Menschen Regeln und technische Hilfsmittel finden, um mit den Dingen umzugehen. Die Unfälle am Potsdamer Platz führten dazu, dass man Verkehrsampeln aufgestellt hat. Die Unfälle mit Eisenbahnen damals und die Überflutung mit Spams heute führten dazu, dass man die technischen Regeln verändert hat.

Eine der entscheidenden Zukunftsaufgaben liegt im dritten A: die große Herausforderung unserer Zeit – der Umgang mit der Digitalisierung. Die Herausforderung besteht darin, eine soziale digitale Marktwirtschaft, eine soziale Digitalgesellschaft zu entwerfen – so, wie es in den 50er Jahren mit der sozialen Marktwirtschaft der Fall war. Den technologischen Wandel politisch und gesellschaftlich so zu gestalten, wie es die soziale Marktwirtschaft mit dem Kapitalismus getan hat, das ist die Aufgabe von Politik und Gesellschaft in der digitalen Welt 3.0 im 21. Jahrhundert.

Und Konrad Adenauer war im späten 19. und im frühen 20. Jahrhundert mittendrin, als die Welt 2.0 entstand. Dieses Zeitalter, meine Damen und Herren, ist uns in vieler Weise wieder sehr viel näher gekommen; das zeigen auch die Diskussionen um 1914 an, die wir vor zwei Jahren so intensiv geführt haben. Meine These ist, dass das Zeitalter der Weltkriege und natürlich auch der Holocaust für die deutsche Erinnerungskultur prägend bleiben werden. Als Referenzzeit zur Erklärung unserer Gegenwart aber wird die Zeit vor 1914, wird die Zeit der Hochindustrialisierung wieder sehr viel wichtiger. Und Adenauer war in dieser Zeit einer der Gestalter. Insofern lohnt sich ein neuer Blick auf den Kölner Beigeordneten und Oberbürgermeister Adenauer, den Modernisierer.

Dieser Kölner Oberbürgermeister Adenauer geriet zugleich in die ganz schweren Turbulenzen der deutschen Geschichte, die von jenem Schicksalstag der deutschen Geschichte ausgingen, dem 1. August 1914. Damit bin ich bei meinem zweiten Schlaglicht, einigen rhapsodischen Überlegungen zu Deutschland in Europa.

Der 1. August 1914 war das Schicksalsdatum der Geschichte Deutschlands, weil das Land mit den glänzendsten Zukunftsoptionen in ganz Europa eben diese Möglichkeiten mit einem Schlag abbrach. 1871 war das Deutsche Reich zur politischen und militärischen Vormacht in Europa geworden - und mehr als das: Deutschland wurde am Ende des 19. Jahrhunderts auch zum technologischen und wirtschaftlichen Powerhouse in Europa, ja, es war mit den USA zusammen die führende technologische und ökonomische Macht der Welt.

Kluge Zeitgenossen haben 1914 gesagt, wie kann man nur einen Krieg führen - in ein paar Jahren könne man alles kaufen. Wohl wahr, und insofern gab es auf deutscher Seite nichts Fataleres, als sich auf diesen Ersten Weltkrieg einzulassen, wobei ich natürlich das große Privileg habe, dies aus der Komfortzone des Historikers heraus zu artikulieren. Die Welt sieht ja immer sehr anders aus, je nachdem, ob man sie als Histo-

riker aus der Rückschau betrachtet oder als Handelnder aus ihrer eigenen Zeit heraus.

Nichtsdestoweniger: Was passierte nach jenem 1. August 1914? Wenn Sie die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts resümieren, dann kommt in der Bilanz zusammen, dass dieses Land zwei Weltkriege geführt und verloren hat, dass es zwei Hyperinflationen erlebt hat, dass es weite Teile seiner Eliten aus dem Land getrieben und mit dem Holocaust das Menschheitsverbrechen schlechthin auf ewig mit seinem Namen verknüpft hat. Es hat etwa ein Drittel seines Territoriums verloren, nach 1945 zweimal seine zentralen Machtmittel vergemeinschaftet, zuerst die Eisen- und Stahlindustrie, dann die Währung. Es wurde geteilt, und nach der Wiedervereinigung schien sich das vereinte Deutschland dann endgültig mit den Lasten des Aufbaus Ost überlastet zu haben.

Und was bilanzierten wir am 1. August 2014? Letztendlich hatte sich das Wort eines berühmten englischen Philosophen erfüllt. Sie kennen wahrscheinlich die Lineker-Theorie, die besagt: „Fußball ist ein Sport, bei dem 22 Männer dem Ball hinterherlaufen und am Ende gewinnen die Deutschen“. Und in gewisser Weise war es ja auch so. Man könnte salopp sagen, nicht einmal die Deutschen selbst hatten es geschafft, ihre Stärke in Europa trotz allem, was sie dafür getan haben, kleinzukriegen. Am Ende des 20. Jahrhunderts war Deutschland wieder die ökonomische, und nicht nur die ökonomische Vormacht in Europa.

Und das, meine Damen und Herren, ist doch auch eine der ganz großen Besonderheiten der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert: dass das Land gegen alle Vorzeichen so stark geblieben ist. Die deutsche Stärke, meine Damen und Herren, die uns ja heute tagtäglich begegnet, ist das eine; aber ein zweiter Aspekt gehört dazu, nämlich „erhebliche, ganz erhebliche psychologische Verwerfungen“, wie es Helmut Kohl 1989 formulierte. Erhebliche, ganz erhebliche psychologische Verwerfungen, die an einem ganz grundsätzlichen Phänomen liegen, an dem, was ich die Wahrnehmungsfalle nenne. Was meine ich damit? Was die Deut-

schen für ihr gutes Recht halten, das erscheint den anderen oft als deutsches Vormachtstreben. Lassen Sie mich einige wenige Beispiele nennen:

Sie werden wahrscheinlich alle die berühmte Rede von Bernhard von Bülow vor dem Deutschen Reichstag aus dem Jahr 1897 kennen. „Wir wollen niemanden in den Schatten stellen“, sagte von Bülow, „aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne“. Dabei mochte von Bülow gedanklich das *auch* unterstreichen. Andere hörten die Unterstreichung bei *wir* und *der Sonne*. Und wenn von einem „tief verwurzelten Gefühl“ die Rede war, „dass Deutschland durch die Kraft und die Lauterkeit seines Anliegens“ und den „hohen Stand seiner Wettbewerbsfähigkeit“ das Recht erworben habe, „den Vorrang der deutschen Ideale zu etablieren“, dann sagte das nicht Yanis Varoufakis im Jahr 2015, sondern das schrieb der britische Diplomat Eyre Crowe im Januar 1907.

Dasselbe Muster finden wir wieder, als Helmut Kohl am 28. November 1989 sein Zehn-Punkte-Programm zur Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas im Deutschen Bundestag vorstellte. Was ihm und der deutschen Seite als unbestreitbares Recht deutscher Selbstbestimmung erschien, das geißelte Michail Gorbatschow als deutsche Marschmusik in den Ohren der anderen, nach der die anderen tanzen sollten. Dass die Bundesregierung darauf verwies, der französische Präsident würde in einem umgekehrten Fall auch nicht auf die Idee gekommen sein, andere Regierungen in einer solchen Frage der nationalen Selbstbestimmung vorab zu konsultieren, das offenbarte einmal mehr, dass es in Europa sowohl ungleiche Maßstäbe als auch ganz unterschiedliche Wahrnehmungen gibt. Dies dokumentierte einmal mehr das Auseinanderfallen von deutscher Selbstwahrnehmung und europäischen Außenperspektiven.

Und eben das begegnete uns ja nicht zuletzt in der Euro-Schuldenkrise. Wenn Deutschland Bedingungen für ökonomische Unterstützung verlangte und auf der (erheblich eingeschränkten) Einhaltung der geschlossenen Verträge bestand, dann wurde das in

weiten Teilen Europas und nicht nur im sogenannten Olivengürtel als deutsche Ausgrenzung, als deutscher Legalismus und als deutsches Vormachtstreben kritisiert. Das eigentlich Interessante ist, dass in dem Moment, in dem die Deutschen das Gegenteil taten, als sie ihren vermeintlichen Legalismus über Bord warfen, in der Flüchtlingskrise die europarechtlichen Regelungen von Dublin beiseitelegten und Angela Merkel ihr freundliches Gesicht zeigte, da wurde dies nicht nur durch den ungarischen Premierminister Viktor Orbán als humanitärer Imperialismus der Deutschen gebrandmarkt.

Ich möchte an dieser Stelle nicht über die Sache und den Inhalt der Flüchtlingsfrage sprechen, sondern allein darauf verweisen, dass dieses Muster der Wahrnehmungsfalle, der unterschiedlichen Wahrnehmungen aus deutscher Perspektive und aus den Fremdperspektiven auf Deutschland, nach wie vor greift.

Ich hatte mir auch überlegt, ob ich jetzt die Frage stellen sollte, wie Adenauer gehandelt hätte. Da ich mir dann doch nicht anmaßen wollte, wirklich für Adenauer zu sprechen, habe ich mir auch überlegt, dass ich einen Vergleich der Frage der Integration der Vertriebenen oder des Umgangs mit den Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg und der Flüchtlingsfrage heute zwar einerseits reizvoll fände. Andererseits würde dies den Umfang unseres heutigen Abends tatsächlich sprengen. So will ich im Hinblick auf diese Wahrnehmungsfalle, in der sich Deutschland in Europa immer wieder findet, auf einen anderen Aspekt hinweisen, der uns zu Adenauer zurückführt.

Was für Adenauer wichtig war – und das ordnet ihn in die große Tradition der deutschen Außenpolitik von Stresemann über Adenauer bis Brandt und Kohl und darüber hinaus auch bis zu Angela Merkel ein –, das ist jene Tendenz, die in Deutschland alles andere als selbstverständlich war, nämlich die Perspektive der anderen einzubeziehen und im Kopf zu haben, dass ein deutscher Sonderweg und die deutsche Isolation in Europa immer gefährlich sind.

Damit wären wir natürlich jetzt beim Thema Westbindung, aber ich sagte Ihnen ja, ich möchte gerne ein paar andere als die Dinge thematisieren, die Sie ohnehin kennen.

Deswegen komme ich zu einem abschließenden Gedanken und zu unserer dritten Epoche, nämlich zur Nachkriegszeit. Ich möchte einen anderen Aspekt thematisieren, den Hans-Peter Schwarz so zutreffend damit charakterisiert hat, als er die 50er Jahre die „Roaring Fifties“ genannt hat. In der Tat sind die 50er Jahre ein Jahrzehnt des Durchbruchs der modernen Welt, des Durchbruchs der Konsumgesellschaft und des Aufbaus des Sozialstaats. Das ist in historischer Perspektive ein geradezu säkularer Übergang, ein Paradigmenwechsel.

Die Ironie aber, vielleicht sogar die Paradoxie, nicht nur, aber besonders Adenauers liegt dabei darin, dass sich seine Westorientierung auf der einen Seite mit Konsumkritik auf der anderen paarte. Andererseits können wir feststellen, wenn wir die Geschichte der Konsumgesellschaft betrachten: der Westen ist letztlich ohne den Konsum nicht zu haben. Die Konsequenz war, dass Adenauer am Ende seiner Tage schließlich in gewisser Weise aus der Zeit fiel, als die Moderne am Modernisierer vorbeiging. Das, wie gesagt, ist kein unübliches Phänomen, wir kennen es aus der Geschichte. Ähnliche Klage über die Zeitläufe der Welt und ihres Undanks finden Sie schon bei Walther von der Vogelweide und noch viel weiter zurück.

Dass die Moderne am Modernisierer vorbeiging, das gilt auch für andere soziokulturelle Ordnungsmuster wie Religion und Säkularisierung, aber auch für die Familie; und ich möchte gerne zum Abschluss, ausgehend von der Familie, einen Gedanken vortragen, der mir in einem übergreifenden und auch durchaus gegenwartspolitischen Sinne am Herzen liegt: Die 50er Jahre waren die Hochzeit des bürgerlichen Familienmodells. Bürgerliches Familienmodell heißt, so müsste man heute politisch korrekt formulieren, ein heterosexuelles Paar mit eigenen Kindern, der Vater als Ernährer, die Mutter als Hausfrau. Das war schon in den 50er Jahren nicht die vollständige Realität. Die 50er Jahre waren wie kaum eine Zeit davor geprägt

von Kriegsversehrtenfamilien in allen eigentümlichen und irregulären Formen.

Dennoch war dieses bürgerliche Familienmodell in den 50er Jahren die soziokulturelle Norm. Wenn Mutti nicht mehr arbeiten muss, dann hatte es auch die Arbeiterfamilie geschafft. Das heißt: das bürgerliche Familienmodell des 19. Jahrhunderts war bis in die Arbeiterschaft hinein durchgeschickert. Nichterwerbstätigkeit von Frauen galt Wilhelm von Humboldt als ein Privileg. Im bürgerlichen Familienbild war dies modern. Nichterwerbstätigkeit von Frauen stellt uns die Bundesfamilienministerin heute als problematisch vor, sie ist die Anti-Vorstellung von Gender-Mainstreaming.

Auch dazu will ich mich inhaltlich gar nicht äußern, sondern aus der historischen Perspektive einen Gedanken vortragen. Denn die historische Erfahrung ist, und das kann man gar nicht ernst genug nehmen, dass Leitbilder sich wandeln. So, wie wir heute weitgehend das bürgerliche Familienbild des 19. Jahrhunderts und der 50er Jahre als antiquiert oder sogar repressiv empfinden, so ist die Frage, wie wir eigentlich, wenn wir in 60 Jahren hier den 200. Geburtstag Konrad Adenauers feiern, über Gender-Mainstreaming oder die Politik der Gleichstellung denken und reden.

Ich will das nicht bewerten, sondern feststellen: was heute als unumstößlich richtig erscheint, kann morgen als völlig falsch gelten. Diese historische Erfahrung hat für mich eine politische Konsequenz, die Sie Demut nennen können. Sie richtet sich auf jeden Fall gegen überzogene Selbstgewissheit. Das führt mich zu meiner vielleicht zentralen historischen Einsicht überhaupt, nämlich der, dass Ideen immer dann gefährlich werden, wenn sie sich von den Realitäten lösen.

Das gilt natürlich für totalitäre Ideologien und für Fundamentalismen. Aber das ist klar, das ist irgendwie ein bisschen billig, damit würde man es sich zu einfach machen. Es gilt auch für Dinge, die uns unbequemer Weise sehr viel näher liegen. Das gilt für die Verabsolutierung des Marktprinzips, es kann auch für die Idee der immer

engeren Union der Völker Europas gelten, es kann gelten für die Politik der Gleichstellung, und es gilt von der Rechtschreibreform bis möglicherweise hin zur aktuellen Flüchtlingskrise.

Ideen, die sich von den Realitäten lösen, führen auf der einen oder auf der anderen Seite – und das ist kein Privileg von rechts oder links – in jene Kultur der Unbedingtheit, die gerade in Deutschland so lange prägend war. Eines Tages unternahmen der junge Wilhelm Furtwängler und sein Lehrer, der Archäologe Ludwig Curtius, eine Wanderung in den Bergen. Als Curtius zu Furtwängler sagte, er schätze die Theologie von Bachs H-moll-Messe höher als die von Beethovens Missa solemnis, entgegnete Furtwängler: „Wenn du so denkst, dann können wir nicht weiter zusammen wandern“.

Das, meine Damen und Herren, ist deutsche Unbedingtheit. Als entgegengesetzter Kompass hilft Offenheit anstelle von Selbstgewissheit. Das gilt für unvorhergesehene Gefahren, für neue Bedrohungen der Freiheit oder für unerwartete Konflikte. Ich glaube, wir haben allen Grund, selbstkritisch darauf zurückzuschauen, wie wir 2011 in Deutschland die Arabellion begrüßt haben; wer von uns wäre denn 2011 in der Lage gewesen sich vorzustellen, was im Nahen Osten keine vier Jahre später passiert ist? Wenn wir offen sind für Gefahren, Bedrohung und Konflikte, dann gibt es genau den Grund, den Herr Pöttering genannt hat: Grund zur Beunruhigung. Es gibt guten Grund, beunruhigt zu sein, wenn wir offen für neue Konflikte und Gefahren sind, statt zu meinen, wir wären in der Lage, alles vorher zu kalkulieren.

Das gilt aber auch für die positiven Möglichkeiten. In einem persischen Märchen machen die drei klugen Prinzen von Serendip auf einer Reise allerhand nützliche Entdeckungen, nach denen sie überhaupt nicht gesucht haben – und zwar deshalb, weil sie nach diesen Dingen nicht gesucht hatten. Nach diesem Märchen und den drei Prinzen ist das Lebensprinzip der „Serendipität“ benannt, das im angloamerikanischen Umfeld sehr viel populärer und bekannter ist als im

deutschen. Aber ich finde, wir haben guten Grund, auch uns dies zu eigen zu machen. Nur wer offen dafür ist, dass alles auch ganz anders sein kann als gedacht, ist in der Lage, die Chancen des Unvorhergesehenen zu nutzen. So gelangte Kolumbus nach Amerika, so wurde der Teebeutel erfunden, und ebenso das Penicillin.

Offenheit für unerwartete Gefahren ebenso wie für unverhoffte Möglichkeiten: das ist vielleicht nicht der schlechteste Kompass für eine in der Tat höchst ungewisse Reise durch das 21. Jahrhundert. Und fast habe ich den Eindruck, als winke uns Konrad Adenauer mit dieser Haltung aus 140 Jahren deutscher Geschichte zu.

LITERATURHINWEIS

Andreas Rödder: 21.0. Eine kurze Geschichte der Gegenwart, 4. Auflage 2016 (ISBN 978-3-406-68246-9).